

(Nachdruck verboten.)

## Der Schiffsjunge.

Eine Seegeschichte von Peter Egge.

22]

Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

„Denke nicht mehr daran . . . Sie gerade haben mich ja so vertraulich gegen Dich gemacht und haben mich dahin gebracht, zu fühlen, wie sehr ich Dich im Grunde genommen liebe.“ Sie ergriff seine Hand. „Nun erst liebe ich Dich wirklich, Wenn . . . ich weiß nicht, ob Du mich verstanden hast; aber so ist es.“

„Ich verstehe Dich so gut . . . Du hast es allzugut mit mir gemeint.“ Sie blieb eine Weile stumm sitzen. Er starrte in frohen Gedanken vor sich hin. Dann rückte er dicht zu ihr hin. Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, und er sah ihre Augen vor Glück leuchten. Sie zog ihn auf ihren Schoß. Er fühlte, daß er zitternd in zwei bebenden Armen ruhte. . . .

Sie gingen Arm in Arm die Straße entlang und stützten sich fest auf einander. Beide waren stumm. Die kalte Luft that ihnen wohl. Er genoß sie mit seinem ganzen Körper. Seine Seele war wie in seliger Ruhe; denn kein ängstlicher Gedanke an die Zukunft drang in diesem Augenblick bis zu ihm. Er schmiegte sich zärtlich an sie und sah zu ihr empor. Es war eine gegenseitige Liebeslösung. Sie erschien ihm wie eine Beschützerin, eine Freundin, eine Mutter.

Sie blieben eine Weile stehen, bevor sie die Hamilton-Avenue erreichten. Die Pferdebahnlinie sahen sie unten im Licht der elektrischen Lampen an der Ecke. Er hatte eine Hand in ihren Muff hineingesteckt, so daß sie dort auf die ihrige traf; so blieben sie stehen und warteten.

Endlich hörten sie den Pferdebahnwagen. Mit der freien Hand hob sie nun den Schleier empor und reichte ihm ihren warmen, frischen Mund hin. Dann gingen sie. —

Merry und Benn trafen sich noch dreimal vor dem Absegeln. Bei dem ersten Zusammentreffen sprach sie nur von sich selbst. Es schien, als hätte sie den lebhaften Drang, sich ihm zu eröffnen. Er lernte ihre Kindheit und ihre Ehe kennen. Eine Jugend hatte sie nicht gehabt. Sie spürten beide bei dem anderen eine stille Traurigkeit.

Sie lag unter jedem Lächeln, jeder Liebeslösung. Selten sprachen sie davon. Es war, als ängstigten sie sich, ihre Ursache zu berühren: den Gedanken an die Trennung. Sie konnten lange Zeit zusammen spazieren gehen oder zusammen in ihrem Zimmer sitzen, ohne ein Wort zu reden, und Beide sagten sich selbst im Stillen:

„Nun denkst er (sie) daran, wie es uns gehen wird, wenn wir nach Europa zurückkommen.“

Ihre Liebeslösungen konnten bald krankhaft matt, bald wild sein, als wäre jede einzelne die letzte, die des Abschiedes.

„Was sollen wir thun, wenn wir nach Europa kommen, Merry? Soll ich mich abmustern lassen? Was meinst Du? Ich kann ja dem Kapitän sagen, ich hätte mich anders bekommen.“

„Ich weiß nicht, Benn. Vielleicht reise ich auch nach Norwegen.“

„Dann bleiben wir ja einander näher und können jede Woche einen Brief wechseln.“

„Ja, ja,“ sagte sie . . . um ihn zu beruhigen. Sie sah wohl, er war bleich, und sie hörte, wie viel Angst in seiner Stimme lag. Sie hatte nicht den Muth, an dem zu zweifeln, was sie selbst sagte.

Wehr kam aus ihren wenigen Gesprächen über die Zukunft nicht heraus.

Sie wird schon einen Ausweg finden, wenn wir erst in Europa sind; daran klammerte er sich fest. Er hatte die Empfindung, daß sie als die Ältere, als die Einflußreichere von ihnen eine Art Verpflichtung hätte, einen Ausweg zu finden. —

### XVII.

An einem Morgen in den ersten Tagen des März erkönte von der Bark der „Merry Schnor“ die Gangpilleweife über das Wasser hin. Die Schute wurde von Long-Island durch das Fahrwasser hinausbugsiert, und bald lag das unendliche Meer offen vor ihnen.

Der Himmel war leicht umzogen von kleinen, jagenden Wolken, die oft und plötzlich die Sonne verbargen. Die Brise war frisch, aber nicht stark genug für die Jungen an Bord. Das milde, frühlingsartige Wetter hatte sie unruhig gemacht, und die Unruhe des einen erhöhte die des anderen.

Die erste Woche in See brachte nur wenig Wind, und man war sehr unzufrieden an Bord.

Wenn sehnte sich Tag und Nacht nach Havre, obgleich er erbebte, wenn er daran dachte, was dann werden sollte. Er fühlte, es kamen trübe Tage für ihn, ob es nun von Havre heimwärts ging, oder ob er mit „Merry Schnor“ wieder in See stach. Am Steuer und auf Auslug in der Nacht dachte er sich Briefe an seine Mutter aus. Niemals waren sie ihm gut genug. Niemals drückten sie schonend genug aus, daß er sich anders entschlossen hätte, — daß er Seemann bleiben wollte. Manchmal sah er in Gedanken die Mutter über einen Brief von ihm sitzen und weinen und schmerzlich darüber grübeln, daß er sie so leicht vergessen konnte.

Er wurde bleich und mager. Seine Augen bekamen wieder das Hohle und Kränkliche, das sie in jener Zeit gehabt hatten, als sie in der Nordsee lagen, und er trauerte und starb und litt unter dem ständigen Unwetter. — —

Eines Tages war Benn auf Halbedeck beschäftigt, Draßenden aufzuschließen. Der Kapitän ging, wie gewöhnlich, im Mittelschiff auf und ab, ohne ein Wort zu sagen. Benn folgte ihm mit den Augen, so oft ihm der Kapitän den Rückenkehrte. Wenn Benn auf Deck war, wollte er immer wissen, wo der andere sich befand und was er machte. Er war nicht ganz sicher, daß der schweigsame Mann nicht tief in seinem Innersten doch gegen ihn einen bitteren Groll hegte und nicht plötzlich und unerwartet auf ihn lospringen und ihn nieder schlagen würde.

Der Kapitän war zur Treppe hingekommen, spuckte über die Reeling und sagte, ohne Benn anzusehen:

„Du willst in Havre gern abgemustert werden?“

Der Junge erbebte.

„War es nicht so?“ Der Kapitän blickte auf.

„Ja . . . ja, Herr Kapitän, wenn Sie so freundlich sein wollten, dann . . .“

Der Mann machte Kehrt und setzte seine Promenade fort, und Benn hörte ihn murmeln: „Das könnte sich wohl machen lassen.“ Und nun erst kam er so weit zur Besinnung, daß er begriff, wonach er gefragt worden und was er geantwortet hatte . . . Herr Gott, daß Merry keine Entscheidung traf! . . .

Er dachte erbittert an den Zimmermann, der über eine Woche achter gelegen und gehämmert und gehämmert hatte, so daß er und Merry nicht ein Wort mit einander hatten reden können. Sein Athem ging schwer, und seine Arbeit verrichtete er rein mechanisch: er mußte wissen, was er thun sollte, ehe er nach Havre kam. Er mußte sie sprechen. . .

Der Kapitän war abermals an der Treppe zum Halbedeck stehen geblieben. Er starrte hinaus und murmelte:

„Ja, es ist ein Elend Seemann zu sein!“

Dann ging er wieder. Benn blieb eine Weile stehen, als lauschte er. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß die Worte, die er soeben gehört hatte, alles waren, was der Kapitän zu ihm außer dem rein Geschäftsmäßigen gesagt hatte. Er fühlte, der Andere war nicht glücklich und machte sich gerade jetzt schwere Gedanken, und Benn's Seele durchzitterte Mitleid, in dem etwas von Neue darüber lag, ihn betrogen zu haben. Er blickte auf das graue Meer und den grauen Himmel hinaus und dann auf den einsamen Mann hin, der geneigten Hauptes dort oben auf und ab ging — und alles, alles, sein eigenes Leben, das des Kapitän's, Merry's, ja selbst das der Kameraden wurde düster und grau, wie der Himmel und das Meer ringsum. —

Dann eines Abends stand er am Steuer, die Sonne war soeben untergegangen. Die Wolken lagerten licht und leicht am Horizont, und das Meer rollte ruhig in langen, perlmutterblanken Schwellungen heran. Die schwache Brise war achterlich, so daß die Schute vor Segeln ging.

Benn wartete ungeduldig auf Merry: nun war es so still . . . der Ausluger konnte ihn nicht sehen . . . der Steuermann war nicht auf Deck . . . der Kapitän promenierte im Mittelschiff . . . nun mußte sie kommen . . .



Da hörte Benn, daß der Ausluger von der Back herabsprang und zum Kapitän hineinleite.

„Eine Schute brennt vor uns!“

Der Kapitän machte sofort Kehrt, eilte achterwärts nach seinem Fernglas und dann nach vorn.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Schwankungen der Erdrinde.

Der Erdboden gilt und galt von jeher als das Symbol der unerschütterlichen Festigkeit. Die Fluthen des Meeres werden bald von Stürmen gepeitscht, daß sie sich zu thurmhohen Wellen erheben und mit vernichtender Gewalt auf die Schiffe stürzen, bald werden sie von lauen Winden gestreichelt und kränseln sich nur in leichtem Spiel; immer aber sind sie in Bewegung und nur selten und auf kurze Zeit ist die Oberfläche des Meeres spiegelglatt und klar und eben. Das Meer ist daher das Sinnbild der nimmer rastenden Thätigkeit, dem die Erde, ruhend auf ewigen, unerschütterlichen Säulen, als das der Ruhe gegenübertritt. Wie es aber eine ewige Ruhe im ganzen Weltall nicht giebt, so wankt auch der Erdboden zuweilen und seine heftigen Erschütterungen zerstören in wenigen Minuten, was fleißige Menschen im Vertrauen auf seine Festigkeit oft in vielen Jahren erbaut und geschaffen haben.

Starke Erdbeben treten in der Nähe feuerpeiender Berge, der sogenannten Vulkane auf. Ihre Existenz allein beweist schon, daß die Festigkeit der Erde auf eine nicht allzu vide Rinde beschränkt ist, unter der eine bewegliche Gluthmasse lagert. Die Ausbrüche der Vulkane melden sich häufig durch Erdbeben an; nachdem der Vesuv länger als ein Jahrhundert als erloschen gegolten hatte, traten in seiner Nähe warnende Erdbeben auf, die sich von Jahr zu Jahr wiederholten, bis dann der furchtbare Ausbruch erfolgte (79 v. Chr.), durch den drei blühende Städte zerstört wurden. Seitdem großt es dort beständig unter der zitternden Erdrinde, und ab und zu erfolgt wieder ein größerer verderblicher Ausbruch.

Aber abgesehen von den unterirdischen Kräften, die unter den Vulkanen thätig sind, treten auch in anderen Gebieten nicht unerhebliche Erschütterungen der Erde ein. Wo Gips, Kalk oder Steinsalz in großen Mengen unter dem Boden lagern, werden diese durch die niemals ruhende Thätigkeit des Wassers fortgeschafft. Die Mengen, die sich im unterirdischen Wasser lösen und mit ihm wegschieben, sind zwar an einem Tage und selbst in einem Jahre nur gering; aber die Arbeit des Wassers wird durch viele Jahre und Jahrhunderte hindurch fortgesetzt, und dadurch entstehen allmählig Höhlungen von ungeheurer Ausdehnung unter der Erde, ohne daß die Menschen ahnen, daß sie auf einem hohlen, unterwühlten Boden leben. Erst durch den plötzlichen Einsturz der Oberfläche, dessen Wirkungen sich in einem Zittern und Beben der Erdrinde weithin bemerkbar machen, tritt es dann zu tage, daß unter dem Monde nichts Festes und Dauerndes ist, daß selbst der Boden, auf dem wir bauen und leben, unter unseren Füßen wankt und schwankt.

Wie hier die stille, doch unaufhaltsame Arbeit des Wassers an plötzlichen, gewaltigen Bewegungen der Erdrinde die Schuld trägt, so giebt es noch einen anderen Vorgang, der die Oberfläche dauernd umgestaltet und zuweilen mächtige Erdbeben veranlaßt. Die Wärme, welche die Erde bei ihrer Entstehung aus der Sonne von dem mütterlichen Körper mitbekommen hat, wird beständig wieder in den Weltraum ausgestrahlt, so daß die Oberfläche allmählig erkalte. Bei dieser Erhaltung zieht sie sich auch zusammen; es treten daher starke Faltungen auf, so daß gewaltige Gebirgsletten aufgeworfen werden, deren Bildung von starken Erdbeben begleitet ist. Diese tektonischen Beben, wie sie genannt werden, sind die gewaltigsten und verderblichsten von allen. Die große Fluthwelle z. B., durch die am 15. Juni 1896 an der Ostküste von Japan mehrere Städte zerstört, ein blühender Landstrich vernichtet und etwa 40 000 Menschen getödtet wurden, war durch ein solches tektonisches Beben des Meeresbodens veranlaßt.

Es ist natürlich, daß man den Ursachen solcher Katastrophen auf die Spur zu kommen suchte, und die abenteuerlichsten Theorien sind aufgestellt worden, um die Erdbeben zu erklären. Aber in wissenschaftlicher Weise ist man erst im letzten Jahrhundert hierbei vorgegangen. Eine unerlässliche Bedingung bei wissenschaftlicher Methode ist zunächst eine genaue Beobachtung und Feststellung derjenigen Thatsachen, die sich der Messung unterwerfen lassen, vor allem also die Bestimmung des Zeitpunktes und des Ortes, wann und wo eine Erschütterung der Erde eingetreten ist; hieraus ergibt sich dann leicht die Geschwindigkeit, mit der die Erschütterung von ihrem Ausgangspunkte an fortgeschritten ist, und die Größe des Gebietes, über welches sie sich verbreitet hat. Zugleich muß auch die Festigkeit oder Stärke der Erschütterung an den einzelnen Stellen gemessen werden. Bei solchen Messungen hat sich herausgestellt, daß das Verbreitungsgebiet der Erdbeben oder mindestens ihrer schwachen Wirkungen viel größer ist, als man früher vermuthete. Es folgen stets mehrere Stöße hinter einander, die dann wellenförmig weiterlaufen; bei starken tektonischen Beben, wie dem erpähten japanischen, sind diese Erdbebenwellen rund um die ganze Erde gelaufen. Freilich sind die Wirkungen in der Form so ab-

geschwächt, daß die feinen Instrumente der neuesten Zeit dazu gehören, sie überhaupt noch wahrzunehmen.

Als einfachstes Beobachtungsinstrument kann eine Libelle dienen, eine Luftblase, die in einer horizontal liegenden, mit Wasser gefüllten Röhre eingeschlossen ist. Bei der Erschütterung des Bodens wird die Luftblase aus der Mitte der Röhre nach den Seiten hin abgewichen. Das feinste Instrument, mit dem man heute auch die allergeringsten Schwankungen des Bodens nachweisen kann, ist das Horizontalpendel in seinen modernen Ausführungen. Am einfachsten kann man sich vielleicht in folgender Weise einen Begriff von diesem für die genannten Untersuchungen wichtigen Instrumente machen: In einen Bleistift kann man an zwei einander gegenüberliegenden Stellen zwei Nadeln hineinstecken und so eine Aze herstellen, um die der Bleistift zu schwingen vermag. Liegt diese Aze horizontal, so erfolgen die Schwingungen als gewöhnliche Pendelschwingungen unter dem Einfluß der Schwere, die den Bleistift mit einer bestimmten Kraft in die Gleichgewichtslage zurückführt. Beginnt man aber die Aze aufzurichten, so wird ein immer geringerer Theil der Schwerkraft den Bleistift zu langsamem Pendeln veranlassen, und bei senkrechter Stellung der Aze wirkt die Schwere gar nicht mehr verändernd auf die Lage des Körpers ein. Die geringste Neigung der Aze, ihre kleinste Abweichung von der Vertikalen oder senkrechten Richtung bringt dagegen eine kleine Komponente der Schwerkraft zur Wirkung und ruft langsam pendelnde Bewegung des aufgehängten Körpers hervor. Naturgemäß machte die Aufhängung, die außerordentlich widerstandsfrei sein und Bewegungen bei den kleinsten Kräften zulassen muß, sehr große Schwierigkeiten; dünne Metalldrähte, feine Uhrfedern und andere Körper erlitten bei wechselnder Temperatur Veränderungen der inneren Spannung, durch welche die Gleichgewichtslage unabhängig von der Neigung der Aze, die doch durch das Instrument bestimmt werden soll, geändert wurde. Erst durch die Aufhängung auf feinen Stahlspitzen mittels höhl ausgeglichener feiner Achatplättchen, die Herr v. Rebeur-Pajschwitz zuerst anwandte, erhielt es die gegenwärtig in Gebrauch befindliche Form, durch die es möglich ist, Neigungen noch zu messen, die nur wenige Tausendstel einer Bogensekunde betragen.

Die mit diesen Apparaten vorgenommenen Messungen, die sich zunächst an die Erdbeben angeschlossen, haben ganz überraschende Thatsachen zu tage gefördert. Zunächst zeigte die Bestimmung der Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der Erdbebenwellen, daß sie nicht in einer einfachen Weise geschieht, sondern daß sie merkwürdigerweise umso größer wird, je weiter man sich vom Centrum des Bebens entfernt. Bis zu einer Entfernung von ungefähr 1000 Kilometern oder 130 Meilen beträgt die Geschwindigkeit der Ausbreitung etwa 3,6 Kilometer pro Stunde, bei der vierfachen Entfernung ist sie auf 5 Kilometer, bei 8—10 000 Kilometer Entfernung auf 6 Kilometer pro Stunde angewachsen. Auf die Erklärung dieser merkwürdigen Thatsache können wir hier nicht näher eingehen; es sei nur bemerkt, daß von dem eigentlichen Herd des Bebens die Erschütterungswelle nach allen Seiten, auch in das Innere der Erde fortschreitet. Wenn nun die Fortpflanzung ins Innere hinein rascher geschieht, als die in umgekehrter Richtung, so ergibt sich daraus durch geometrische Ueberlegungen als notwendige Folgerung, daß auf der Erde in größeren Entfernungen die Geschwindigkeit der Fortpflanzung größer werden muß. Aus der Größe dieser Geschwindigkeitzunahme kann man dann in ziemlich sicherer Weise einen Schluß darauf machen, wie sich die Elastizität und die Dichte ändern, wenn man sich dem Centrum der Erde nähert. Man erhält auf diese Weise Aufschlüsse über die Natur des Erdinnern, die man auf direktem Wege niemals erlangen könnte, da die steigende Temperatur uns verhindert, tiefer als einige wenige Kilometer in den Erdboden einzudringen.

War das Horizontalpendel zunächst in erster Linie dazu bestimmt, die Wirkungen von Erdbeben zu verfolgen, so zeigte sich bald, daß unabhängig davon stete Erschütterungen oder Schwankungen des Erdbodens stattfinden, die allerdings so gering sind, daß sie eben nur mit diesen feinen Instrumenten zur Wahrnehmung kommen.

Diese Schwankungen bestehen in leichten Schwingungen des Erdbodens, deren Größe wesentlich von der Windstärke abhängt. Sie werden größer mit steigender Windgeschwindigkeit und verschwinden beim Abflauen des Windes. Wie ein leichter Wind die Wasser des Meeres kräufelt und die leichten Wellen über die Wasserfläche hintreibt, so schwankt und zittert, wenn auch in viel geringerer Weise, auch der feste Boden, und diese Erdwellen ziehen ebenfalls über den Körper unseres mütterlichen Planeten dahin. Hohe Gegenstände, wie Kirchtürme, kommen dadurch in derselben Weise in eine allerdings viel schwächer pendelnde Bewegung, wie die Masten eines von den Wellen geschaukelten Schiffes. Eine andere Art dieser Erdwellen sind die sogenannten Pulsationen der Erde, bei denen die einzelne Welle eine Länge bis zu 500 Kilometer erreicht, während der durchschnittliche Unterschied in der Höhe zwischen Wellenberg und Wellenthal nur 13 Millimeter beträgt. Diese sehr langen und flachen, aber sehr regelmäßigen Wellen bringt man mit der Wanderung der barometrischen Maxima und Minima in Zusammenhang. Wenn das Quecksilber im Barometer um 10 Millimeter sinkt oder steigt, so bedeutet das eine Aenderung des Luftdrucks, die für einen Quadratmeter fast 136 Milliarden Kilogramm beträgt. Da der Unterschied zwischen barometrischem Maximum und Minimum oft 20—30 Millimeter Quecksilber beträgt, so ergeben sich Druckdifferenzen, die sicherlich an den stärksten gedrückt



Stellen den Erdboden ein wenig eindrücken, worauf er beim Vorüberziehen des Maximums und dem Nachlassen des Druckes sich wieder etwas hebt, so daß die regelmäßigen Pulsationen, die langgestreckten flachen Erdwellen entstehen.

So sehen wir, daß der Erdboden, weit entfernt, starr und unbeweglich zu bleiben, in dauernder zitternder Erregung ist, gleichwie das Wasser des Weltmeeres. Während aber unsere groben Sinne anreichern, die Wellenbewegung des Wassers in unmittelbarer Weise wahrzunehmen, sind die Wellen der Erde nur dem geistigen Auge erkennbar, das mit den feinsten Instrumenten, den größten Wunderwerken der modernen Präzisionsmechanik und den besten Hilfsmitteln der fortschreitenden Erkenntniß ausgerüstet ist.

D. Vorhardi.

## Kleines Feuilleton.

— **Wem gehört die Katz?** Der „Garr. Cour.“ erzählt: Stand da in einem heftigen Städtchen an einem schönen Nachmittage ein biederer, wohlbeleibter Metzgermeister breitspurig an seiner Ladenthür. Ihm zu Füßen spielte ein allerliebste kleines Käzchen. Es war eine ruhrende Idylle. Doch mit des Geschickes Mächten . . . Plötzlich stürmt hoch zu Stahloß ein Jüngling heran, — da — ein Ruck! ein Krach! und Roß und Reiter lagen auf der Erde. Das arme Käzchen streckte entseht alle Viere von sich; der Kadler hatte es überfahren. — In düsterem Schweigen und mit grimmen Blicken musterte der biedere Schlächtermeister den unglückseligen Sportsman, der da stand, als ob er nicht bis drei zählen könnte. Endlich erholte er sich von seinem Schrecken, stammelte unzählige Entschuldigungen und sagte dann zum Metzgermeister, der immer noch in düsterem Schweigen verharrte: „Wisse Se was, Maaster, ich kam ja doch deß arme Käzi net mehr lewendig mache, awer wir drinke jetzt e gut Flaßch Wein zusamme!“ — Und sie wanderten selbender zur nächsten Kneipe und tranken eine Flasche und noch eine Flasche, bis sich das Gesicht des gestrengen Metzgers wieder aufheiterte zur Freude des Unheilstifters. Der Kadlfahrer bezahlte die nicht kleine Beche und zog erfreut von dannen. Als er gerade im Begriff war, sein Stahloß zu besteigen, zog ihn Freund Metzgermeister zur Seite und sagte in bedauerndem Tone: „Ei, wann ich jetzt nur wißt, wem deß dumme Vieh gehört dhet!“

— **f. Die Personenbeförderung in London.** Bekanntlich besitzt London neben seinen als Ringbahnen angelegten Untergrundbahnen noch verschiedene andere Eisenbahnlinien, die ganz oder theilweise dem Stadtverkehr dienen. Auf diesen verschiedenen Eisenbahnlinien wurden im letzten Jahre insgesammt nicht weniger als 401 Millionen Menschen befördert. Dazu kommen nun noch 172 Mill. Menschen, die mit den 1152 Wagen der Omnibusgesellschaft, und ferner noch rund 150 Mill. Menschen, die mit den 1378 Wagen der Straßenbahn-Gesellschaft befördert worden sind. Außerdem beförderten aber die anderen Omnibusgesellschaften noch rund 158 Millionen Menschen, so daß sich die Gesamtzahl der im letzten Jahre beförderten Personen auf 881 Millionen beläuft! Welch ungeheurer Verkehr in London herrscht, wird auch noch dadurch illustriert, daß nicht weniger als 12491 Droschken vorhanden sind.

— **Ein sonderbares Gesetz.** Sonderbar in seiner Art ist das sogenannte Unkraut-Gesetz im Staate Wisconsin. In einigen Theilen der Holzregion des nördlichen Wisconsin hat man einen neuen Plan ausgehakt, um den Landeigenhümern Geld abzugewinnen. Das Gesetz betreffs schädlichen Unkrauts erlaubt dem Unkraut-Kommissar, nachdem er den Eigenthümer benachrichtigt hat, selbst nach den betreffenden Ländereien zu gehen oder sonst jemand hinzuschicken und das schädliche Unkraut auf dem Lande zu zerstören. Hierfür werden 2 Dollars den Tag berechnet, und diese Summe wird mit den Steuern der Ländereien kollektirt. Im nördlichen Theile von Wisconsin fernab von Landstraßen und Farmen, sind tausende von Aedern, die voller Unkraut stehen, und die Rechnung, die der Kommissar für das Ausjäten von schädlichem Unkraut auf einem Stück Land von 40 Ader einreicht, ist oftmals größer, als die ganzen 40 Ader im Marktwerthe kosten.

## Literarisches.

— **Die literarische Produktion Deutschlands** in den letzten vierzig Jahren hat der Statistiker Professor Hidmann für die Jahre vor 1856 bis 1895, nach Fächern in Zeitabschnitten von fünf zu fünf Jahren geordnet, in einer graphischen Tafel festgelegt. Es geht daraus hervor, daß die Literatur in den einzelnen fünfjährigen Perioden sich ungemein vermehrt hat; sie war in dem Zeitraum von 1856—60 nämlich in 44398 Büchern vereinigt, während die letzte Periode von 1891—95 deren nicht weniger als 109778, d. h. also fast 2½ mal so viel hervorbrachte. In dieser Vermehrung haben den größten Antheil die Bau- und Ingenieur-Wissenschaft und die Heilwissenschaft genommen, deren Produktion sich 1891—95 gegen 1856—60 mehr als vervierfachte. Auch die Kriegswissenschaft hat eine fast um das 3¼fache größere Menge von Büchern hervorgebracht, für Handel und Gewerbe stieg die Bücherzahl um das 3¼fache, für die Kunst um mehr als das 3¼fache, während die Rechts- und Staatswissenschaft sich verdreifachte. Am bescheidensten waren die Geschichte und Theologie, welche Fächer ihre neuen Bücher noch nicht einmal ganz um das 1¼fache vermehrten. 1856—1860 stand an der Spitze der literarischen

Produktion die Theologie mit 6758 neuen Büchern, während in dem letzten fünfjährigen Zeitraum die Pädagogik die Führung mit einer Hervorbringung von 14127 Büchern übernommen hat. Damals stand die Pädagogik mit 4925 neuen Erscheinungen an zweiter Stelle, welche jetzt von der Jurisprudenz mit 10808 Büchern eingenommen wird. Hart dahinter folgt die Theologie mit 10797. Die sogenannte schöne Literatur ist von der dritten auf die vierte Stelle herabgefallen. Sie betrug 1856—1861 4632, in dem letzten Zeitraum 9033 Nummern. Die ganze Bücherproduktion belief sich in den vierzig Jahren auf nicht weniger als 542351 Werke, unter welchen der Löwenantheil mit 74278 die Pädagogik für sich in Anspruch nimmt; am bescheidensten war die Philosophie mit nur 5586 Büchern.

## Theater.

Die Freie Bühne, die schon seit mehreren Jahren nichts mehr von sich hören ließ, führte am Sonntag auf der Bühne des Deutschen Theaters zwei junge Autoren ein. An der Spitze der Freien Bühne steht seit einigen Wochen Ludwig Fulda. Dieser Bühnenschriftsteller, der im Grunde seines Wesens ein stillvergünstigter Lobredner gutbürgerlicher Behaglichkeit ist, und die Freie Bühne — das giebt einen seltsamen Zusammenhang. Indessen ist die Freie Bühne längst keine Kampfstätte mehr; das junge Poetengeschlecht ist wieder manierlich, es greint und jammert; es scheut vor dem harten Leben ängstlich zurück und bewegt sich lieber in dämmerhaften Stimmungen und Träumereien. Die jüngste Poesie ist durchaus müder Entsagung voll.

Beide Autoren, die am Sonntag zu Worte kamen, sind noch sehr jugendlich. Ernst Hardt lebt in Berlin, v. Hoffmannsthal (Loris) ist Wiener. Der Wiener gab nur eine Szene, die er „Madonna Dianora“ nennt; aber mit dieser Szene schlägt er das Drama „Todte Zeit“ von Hardt. Nicht durch dramatische Schlagkraft, denn Hoffmannsthal's Weise ist von lyrischem Stimmungszweig; zart, versüßelt, ist seine Art; er ist nicht von dem Holz, aus dem man die Bühneneroberer schnitzt. Seine feine Manier wird vielleicht überschätzt. Aber in seinem bitter-süßen Gedicht von der frevelnden Madonna spürt man künstlerisch-sinnlichen Athem; und den vernimmt man so sehr in den trockenen Abstraktionen der „Todten Zeit“.

Eine dramatisirte Ballade nannte Hoffmannsthal ursprünglich seine „Madonna Dianora“. Aber die echte Ballade liebt, wie das Volkslied, knappe, sprunghafte Ausdrucksweise. Erst zum Schluß wird das Gedicht Hoffmannsthal's balladenhaft; sonst verweilt es bei umständlicher, leid- und freudvoller lyrischer Schilderung. Wie ein Schattenbild fast hüllt die Geschichte der Frau Dianora vor dem Zuschauer vorüber. Madonna Dianora wartet in Liebeserzase in heimlicher Nacht auf ihren Geliebten. In ihrer Verzückung achtet sie das Verderben nicht. Ihr finsterner Gatte hat sie überrascht. Frau Dianora wird von ihm erdroffelt. Mit ihren Tönen vibrierender Leidenschaft wußte Frau Dumont besonders zu ergreifen.

Ernst Hardt's „Todte Zeit“ ist das Werk eines noch ganz unselbständigen, ungeriffen Geistes. Der späte Jöben, der lyrisch-spukhafte Maeterlind, Gerhard Hauptmann in seinen empfindungsreicheren Dramen, das alles schwebt dem jungen Autor vor und gährt wie durcheinander. Es giebt keine rechte Anschauung von den Spuren individuellen Lebens, die vielleicht in Herrn Hardt stecken mögen, und man fragt sich: darum das Massenangebot der Freien Bühne? Darum hat man Erwartungen geweckt, als geschähe etwas Besonderes? Wenn Fulda noch einmal einen ähnlichen Versuch macht, ist es stöckerlich um die mageren Reste des früheren Ansehens der Freien Bühne geschehen.

Der Charakter des Hardt'schen Dramas ist völlige Verzagttheit, ein ewiges Wimmern. Vier Menschen, die bei lebendigem Leibe innerlich abgestorben sind, bilden die Träger der Handlung.

Günther Bollmar und sein Weib Estelle leben auf einer süddeutschen Wüstung an einem tieftraurigen See, dessen Melancholie tödtlich ist, nebeneinander. Das Feuer ist in ihnen erloschen; Bollmar, einst ein hochstrebender Denker, hat, wie der junge Boderath in den „Einsamen Menschen“, Arbeitsmuth und Lebenslust verloren. Er brüht nur vor sich und träumt und starrt in den See. Sein Weib ist haltlos geworden, in sich zusammengebrochen, von hysterischen Angstgefühlen gepeinigt. Neben diesen Menschen stehen Dora Gordon und Alexander Wiegand. Weider Lebensschicksal gleicht sich. Dora hat sich für Günther Bollmar, Wiegand für Estelle geopfert. Beide haben geringen, ehe sie ihrem Lebensglück entsaften. Beide hatten nur die Sehnsucht, Günther und Estellen glücklich zu wissen. Und nun sehen sie die völlige Auflösung. Auf Beide wirkt aber der schredliche Eindruck verschieden. Dora will vermitteln; im „frommen Betrug“ will sie ein Scheinleben der Gatten aufrecht erhalten. Wiegand, der Mann, will dem Gatten rückwärtslos die Wahrheit und nur die Wahrheit bekennen und die unglückliche Estelle von ihm zurückfordern. Aber die Entkräfteten betragen die Wahrheit nicht mehr, weder Estelle noch Günther, der sich in den See stürzt. „Todte Zeiten“ sind für Alle herein- gebrochen.

Nach dem zweiten Akt wurde der Autor gerufen. Im übrigen nahm das Publikum die Sache nicht allzu ernst. Schade um die kluge schauspielerische Arbeit der Herren Sauer (Bollmar) und Rittner (Wiegand), ohne die es wohl noch schlimmer hätte kommen können.



Im Central-Theater trat am Sonnabend Frau Schönnen vom Wiener Burgtheater im „Austragsüberl“, der belantenen Bauernkomödie, neben Herrn Neuert als Gast auf. Das rührsam weiche Melodram von dem jungen Bauern, dem die verdammte Neuzeit den Kopf verrückt, und den braven, alten Eltern im Ausgöding ist denn doch gar zu altmodisch und geistig arm geworden. Die freundliche, lebenswürdig gemüthliche Genetkunst der Frau Schönnen hat sich treu erhalten. Wenn die Schönnen und ihr Partner Neuert als bäuerliches Philémon- und Baucis-Paar auf der Bühne stehen, vergißt man selbst die geschmacklose Handlung. Hunderte Male haben Neuert und die Schönnen dieselbe Rolle im Austragsüberl gespielt. Es wird selten vorkommen, daß die schauspielerischen Gebilde dann noch so frisch berühren und verhältnismäßig so wenig erstarbte Linien aufweisen. Das Publikum erwies sich sehr dankbar und begrüßte die beiden Darsteller wie liebe, alte Bekannte. — ff.

**Musik.**

— Im ersten Vierteljahr dieses Jahres erlebten an deutschen Bühnen die meisten Aufführungen folgende Opern und Operetten: „Bauernehre“ (83), „Carmen“ (86), „Bajazzi“ (82), „Lofengrin“ (79), „Tannhäuser“ (74), „Hänsel und Gretel“ (74), „Mignon“ (66), „Meisterfänger“ (57), „Fliegender Holländer“ (53), „Hochzeit des Figaro“ (49), „Barbier von Sevilla“ (49), „Troupadour“ (43), „Evangelmann“ (36), „Heinrich am Herd“ (35), „Wallüre“ (35), „Nachtlager in Granada“ (28), „Die Geisha“ (59), „Die Fledermaus“ (47). —

**Völkerkunde.**

— Ueber die Winterkleidung der Chinesen in der Provinz Schantung plaudert Ernst v. Hesse-Wartegg in der „Nationalztg.“: Ueberkleider, wie die unrigen, die bei dem Betreten des Hauses abgelegt werden, femnen die Bauern dieses Distrikts überhaupt nicht, denn in ihren feuchten, dunklen Wohnräumen ist es ja eben so kalt wie draußen. Sie machen es also wie die Eskimos. Beim Herannahen des Winters wird ein Kleid nach dem anderen angezogen, womöglich noch mit Baumwollleinlagen gefüllt, so daß die Leute, denen man in der Straße begegnet, aussehen wie blaue Baumwollballen auf zwei biden Pfeilern. Von den Händen ist nichts zu sehen, denn die didvattirten Aermel reichen um etwa einen halben Fuß über die Hände hinaus. Den Kopf bedeckt eine wattirte, oder zuweilen auch eine Pelzmütze mit herabhängenden Ohrläppchen. Zuweilen sogar auch eigene Nasenläppchen! An dem Leibgürtel hängt vorn ein Täschchen für Tabak und ein zweites größeres für Cashmünzen, von denen die meisten einige Hundert bei sich führen. An der Seite steckt die unsehlbare Pfeife mit etwa einem halben Meter langen Stiel, haselholzgroßem, halbrundem Kopf und einem Mundstück aus grünem oder grauem Speckstein, vielleicht auch Glas. Die jungen Stutzer von Tjingtau stecken ihre Pfeifen hintenüber in den Naden. — Von einem Wechsel der Kleidungsstücke oder dem Ablegen derselben zu Hause ist nicht die Rede. Darum sammelt sich auch allmählig an jedem Körper eine ganze Menagerie von kleinen Parasiten an, die sich bei freier Kost und Wohnung den ganzen Winter über königlich wohl befinden. Weisen die Dingerchen, so können sich die guten Menageriebesitzer nicht einmal durch die biden Wollschichten hindurch fragen; dafür haben sie ein anderes Mittel. Sie drehen den ganzen Körper innerhalb der Wollschichten ein paar Mal hin und her, und die kleine Brut wird dadurch insgesammt aus ihrem Schlaraffenleben aufgeschreckt. Der Tag der Vergeltung kommt erst im Frühling. —

**Geographie.**

t. Woher stammt der Flußname „Mosel“? Ueber die Entstehung des Namens der Mosel veröffentlicht ein französischer Gelehrter in der „Anthropologie“ eine interessante kleine Arbeit. Es besteht nämlich ein unlegbarer Zusammenhang zwischen den Namen Mosel und Maas. Die Maas hat ihren Namen schon vor sehr langer Zeit erhalten. Die alten Römer nannten den Fluß Mosa, die Mosel aber Mosella, das heißt nichts anderes als „kleine Maas“. Wie kam man denn nun dazu, die Mosel, die der Maas zwar unmittelbar benachbart ist, aber doch in keiner Abhängigkeit von ihr steht, nach jener zu benennen? — Das hängt so zusammen: Es ist sicher festgesetzt, daß die Mosel früher einmal anstatt dem Rheine zuzustießen, bei dem heutigen Orte Pagny sur Meuse in die Maas mündete, unweit ihrer jetzigen Vereinigung mit der Meurthe. Sie erreichte das Thal der Maas, nachdem sie das Thal de l'Ane durchflossen hatte, wo in den alten Flußschottern Gebeine des Mammuth gefunden wurden. Diese sind ein Beweis, daß die Mosel ihre Richtung nach der Maas hin erst aufgab, als das Zeitalter der Urelefanten vergangen war. Mit dem Mammuth zugleich lebten in dem Thale während der älteren Steinzeit wenigstens zwei verschiedene Menschenrassen, die also die Ereignisse, welche die Mosel zum Verlassen ihres alten Bettes zwangen, mit erlebt haben mögen. Als die Mosel in die Maas mündete, war sie erheblich wasserreicher als der Lauf der Maas oberhalb der Vereinigungsstelle, und natürlich wurde ihr infolge dessen der Name gegeben, den der Unterlauf des in die Nordsee fließenden Stromes führte, also Mosa, der Oberlauf der Maas aber muß einen anderen Namen gehabt haben, der verloren

gegangen ist. Nachdem nun die Mosel ihren Lauf geändert und sich zum Rheine gewandt hatte, konnte sie ihren alten Namen Mosa nicht mehr behalten, da sie nun von der Maas unterschieden werden mußte. Man nannte sie also Mosella, „kleine Mosel“, weil ihr Lauf im Verhältnis zu dem der ganzen Maas kürzer ist. Der Name Mosel ist danach ein neueres Wort aus dem indogermanischen Zeitalter, während der der Maas (Mosa) zu den ältesten geographischen Namen in Westeuropa gehört. —

**Aus dem Gebiet der Chemie.**

— Dem Chemiker Professor Dewar in London ist es endlich gelungen, den Wasserstoff flüchtig zu machen. Die Dichte übertrifft alle Berechnungen; sie dürfte 0,6 betragen — Wasser als Einheit angenommen. Der Siedepunkt ist etwa 240 Grad Celsius unter Null. —

**Humoristisches.**

— Ein nedischer Kondukteur. Schaffner: „Alles ist überfüllt — einer der Herren muß hier noch ins Damenkoupee... na, wer hat Courage?“ ... („Flieg. Bl.“)

— Fassung! A.: „Erschrecken Sie leicht?“ — B.: „Ganz und gar nicht!“ — A.: „So? Dann kommen Sie, ich will Sie meiner — Schwiegermutter vorstellen!“ —

c. s. Ein lustiges Zollstücklein erzählt die italienische „Tribuna“. An der Zollbarriere einer italienischen Stadt erscheint ein Zimmermann mit einer nagelneuen Leiter, die er auf Bestellung angefertigt hat und in die Stadt bringen will. Neben vielen anderen schönen Dingen wird in dieser Stadt seit einiger Zeit auch neues Holz versteuert, und ein eifriger Zollbeamter, der die Verordnungen streng nach dem Buchstaben auslegt, setzt dem erstaunt aufstrebenden Zimmermann auseinander, daß er für seine Leiter Zoll bezahlen müsse, denn die Leiter sei erwiesenermaßen aus Holz, und neues Holz werde verzollt, ergo: Geldbeutel auf. „Eine schon gebrauchte Leiter hätten Sie unverzollt einführen können“, fügt er wohlwollend hinzu. Ohne ein Wort zu erwidern, nimmt der Zimmermann seine Leiter von der Schulter, lehnt sie gegen die Mauer des Zollamtes und klettert zur größten Verwunderung der Zollbeamten, die mit offenem Munde dastehen, wohl ein Duzend Mal auf und nieder. Dann legt er sich die Leiter ruhig auf die Schulter und sagt: „Ist sie jetzt gebraucht oder nicht? Ja? Na, dann habe ich nichts zu bezahlen.“ Sprach's und zog unbehelligt mit seiner Leiter in die Stadt. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Beim letzten Sturm ist das zwischen Røfmerfiel und der Nordsee-Insel Valtrum verkehrende Fährschiff gekentert. Der Schiffer und ein Passagier sind ertrunken. —

k. Die Mitglieder der Hamburger „Freien Volksbühne“ haben den bekanteten Lyriker Gustav Falke zum Vorsitzenden gewählt. —

— Aus Sommerda wird über das Schicksal einer Familie folgendes berichtet: Im Jahre 1882 ging die noch junge Frau eines Landwirths mit ihrem ein Jahr alten Kinde in die Anstalt, beide wurden als Leichen herausgeholt. 1894 ertränkte sich ihre Mutter, am 4. Mai d. J. der Vater und am 7. Mai stürzte sich die Schwefter in die Anstalt, wurde aber noch gerettet. —

— Eine große Feuersbrunst wüthete in einer Fabrik landwirthschaftlicher Maschinen in Weichau bei Kottbus. Viele Vorräthe und fertige Maschinen wurden ein Raub der Flammen. Der Schaden wird auf über 200 000 Mark geschätzt. —

— In der Aula der Kunstgewerbe-Schule und Kunst-Academie zu Leipzig ist eine Ausstellung deutscher Holzschnitte eröffnet worden. —

— Der Kurdirektor von Meran, v. Pennverth, hat sich wegen trüber Familienverhältnisse erschossen. —

— In der Sitzung der Kammer in Amsterdam stürzte am Sonnabend der Abg. Dahlmann, der Führer der katholischen Fraktion, während einer Rede auf der Tribüne, plötzlich todt zusammen. —

— An der französischen Küste ist der Stahlviermaster „Marthe“, von Südamerika mit 4350 Tons Salpeter nach Dünkirchen unterwegs, gesunken. —

— Der jüngst verstorbene Begründer des Handfertigkeitunterrichts in Schweden, August Abrahamson, hat seine Besitzung in Räs, auf der sich u. A. das auch von zahlreichen Ausländern besuchte Seminar zur Ausbildung von Handfertigkeitstlehrern befindet, mit allen Gebäuden und Kunstschätzen sowie 360 000 Kronen dem Staate vermacht. —

— Vor dem Standesbeamten in London gehen ein 91 Jahre alter Wittwer und eine 73 jährige Jungfrau eine Ehe ein. —

— Der französische Ozeandampfer „La Touraine“ übersegelte am Sonnabend beim Verlassen des New-Yorker Hafens ein Boot, in dem sich neun Personen befanden, die im Hafen Minen legten. Zwei der Bootsinsassen ertranken. —